

DEAN KOONTZ

DER RABENMANN

THRILLER

HEYNE <
EBOOKS

DEAN KOONTZ
DER
RABENMANN

THRILLER

Aus dem Amerikanischen von
Bernhard Kleinschmidt

HEYNE <

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
What the Night Knows bei Bantam Books, N. Y.

Copyright © 2010 by Dean Koontz
Copyright © 2011 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Redaktion: Henriette Zeltner
Satz und eBook: Greiner & Reichel, Köln
ISBN 978-3-641-07058-8

V002

www.heyne.de

Für Gerda,
die mein Herz bewegt,
seit wir uns begegnet sind.

»Tod, das unentdeckte Land,
von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt«
Shakespeare, *Hamlet*

1

In welchem Jahr sich diese Ereignisse abspielten, ist ohne Bedeutung. Wo sie geschahen ebenfalls. Die Zeit ist jederzeit, und der Ort ist überall.

Sechs Tage nach den Morden flogen die Vögel plötzlich auf Bäume und in geschützte Verstecke. Kurz nach ihrer Flucht fiel Regen, als hätten ihre Flügel den Himmel aufgeschlitzt. Der lange Nachmittag war so trüb und gedämpft wie das Zwielflicht auf Atlantis.

Auf einer Anhöhe erhob sich vor dem grauen, feuchten Himmel der Umriss der staatlichen Nervenklinik. Das Septemberlicht ließ die Regenfäden scharf wie Messerklingen wirken.

Ein Spalier aus gut fünffundzwanzig Meter hohen Blutbuchen trennte die beiden Spuren der Zufahrt. Die über die Straße ragenden Äste der Bäume sammelten den Regen, der von dort in dicken Schnüren auf die Windschutzscheibe klatschte.

Das Klopfen der Scheibenwischer passte zu dem langsamen, schweren Rhythmus, in dem John Calvins Herz schlug. Er hatte das Radio nicht angestellt. Die einzigen Geräusche kamen vom Motor, von den Scheibenwischern, dem Zischen der Reifen, die sich auf dem nassen Pflaster drehten, und von seiner Erinnerung an die Schreie sterbender Frauen.

In der Nähe des Haupteingangs parkte er ordnungswidrig unter dem von Säulen getragenen Vorbau. Er legte das Schild mit der Aufschrift POLIZEI aufs Armaturenbrett.

John war Detective beim Morddezernat, aber dieser Wagen gehörte ihm, nicht der Behörde. Indem er das Schild außer Dienst verwendete, verstieß er womöglich ein wenig gegen die Regeln. Was sein Gewissen plagte, waren jedoch schlimmere Verfehlungen als der Missbrauch polizeilicher Privilegien.

Am Empfangstresen in der Eingangshalle saß eine hagere Frau mit kurz geschnittenem schwarzem Haar. Sie roch nach den Zigaretten, mit denen sie in der Mittagspause ihren Appetit unterdrückt hatte. Ihr Mund war so streng wie der eines Leguans.

Nachdem sie einen Blick auf Johns Dienstaussweis geworfen und sich sein Anliegen angehört hatte, rief sie über die Gegensprechanlage eine Begleitung für ihn herbei. Während sie seinen Namen und seine Ausweisnummer ins Besucherbuch eintrug, umklammerten ihre dünnen Finger den Kugelschreiber so fest, dass die weißen Knöchel wie behauener Marmor in die Luft ragten.

In der Hoffnung auf ein wenig Klatsch und Tratsch machte sie eine Bemerkung über Billy Lucas.

Statt darauf zu reagieren, trat John ans nächste Fenster. Er starrte in den Regen, ohne ihn zu sehen.

Nach einigen Minuten erschien ein breitschultriger Krankenpfleger namens Coleman Hanes, um ihn in den zweiten und obersten Stock zu begleiten. Im Fahrstuhl wirkte Hanes so kolossal wie ein Bulle in der Box, der darauf wartet, dass das Tor zum Rodeoring geöffnet wird. Das leichte Schimmern seiner dunklen Haut bildete einen starken Kontrast zu seiner strahlend weißen Uniform.

Die beiden sprachen über das nicht zur Jahreszeit passende Wetter, über den Regen und die fast winterliche Kälte, obwohl der Sommer offiziell erst in zwei Wochen endete. Über Mord oder Wahnsinn sprachen sie nicht.

Die Unterhaltung wurde in erster Linie von John bestritten. Der Pfleger war so selbstbeherrscht, dass er fast phlegmatisch wirkte.

Aus dem Aufzug traten die beiden in einen kleinen Vorraum. Hinter einem Tisch saß ein Wachmann mit rosigem Gesicht, eine Zeitschrift vor sich.

»Sind Sie bewaffnet?«, fragte er.

»Mit meiner Dienstpistole.«

»Die müssen Sie mir aushändigen.«

John zog die Waffe aus dem Schulterholster und gab sie ab.

Auf dem Tisch stand ein Touchscreen. Als der Wachmann auf ein Symbol drückte, öffnete sich das elektronische Schloss der Tür zu seiner Linken.

Coleman Hanes ging voraus in einen scheinbar völlig gewöhnlichen Krankenhausflur: graue Kunststofffliesen, blassblaue Wände, weiße Decke mit Neonleuchten.

»Wird man ihn irgendwann auf eine offene Station verlegen, oder bleibt er für immer hier unter Bewachung?«, fragte John.

»Ich würde ihn hier behalten. Aber das entscheiden die Ärzte.«

Hanes trug einen Werkzeuggürtel, in dessen Taschen eine kleine Dose Pfefferspray, ein Elektroschocker, Plastikhandschellen und ein Funkgerät steckten.

Sämtliche Türen waren verschlossen. Jede war mit einem Tastenschloss gesichert und mit einem Guckloch versehen.

»Doppelt verglast«, sagte Hanes, als er Johns interessierten Blick bemerkte. »Die innere Scheibe ist bruchsicher, die äußere ein Einwegspiegel. Aber Sie werden nicht hier mit Billy sprechen, sondern im Therapiezimmer.«

Dieses Zimmer war ein quadratischer, etwa sechs mal sechs Meter großer Raum, der von einer niedrigen Mauer in zwei Teile geteilt wurde. Zwischen Mauer und Decke waren Stahlrahmen mit dicken Panzerglasscheiben befestigt.

In jede Scheibe waren zwei rechteckige Stahlgitter eingelassen, eines auf Kopfhöhe und eines knapp über der Mauer. Sie dienten dazu, sich durch die Barriere hindurch unterhalten zu können.

Der Teil des Raums, in den John und Hanes traten, war etwas kleiner als der andere. Hier standen zwei schräg gestellte Sessel vor den Scheiben, mit einem Tischchen in der Mitte.

Im anderen Teil des Raums befanden sich ein Sessel und eine lange Couch, damit der Patient sich entweder setzen oder hinlegen konnte.

Die Sessel auf der Besucherseite der Trennwand hatten Beine aus Holz. Ihre Polster waren mit Knöpfen befestigt.

Jenseits der Scheibe waren die Möbel mit gepolsterten Beinen ausgestattet. Das Sitzpolster war glatt zusammengenäht und wies keinerlei Knöpfe oder Klammern auf.

Auf der Besucherseite waren Videokameras an der Decke montiert, deren Objektive den gesamten Raum im Blick hatten. Von seinem Posten am Wachtisch aus konnte Coleman Hanes das Gespräch beobachten, ohne es zu hören.

Bevor er ging, deutete der Pfleger auf eine neben der Tür in die Wand eingelassene Sprechanlage. »Rufen Sie mich, wenn Sie fertig sind«, sagte er.

Dann stand John alleine neben einem der Sessel und wartete.

Offenbar war das Glas mit einer nicht spiegelnden Schicht überzogen. In der polierten Oberfläche sah er nur sein eigenes gespenstisch blasses Spiegelbild.

Die Wand gegenüber, auf der Patientenseite, hatte zwei vergitterte Fenster, durch die Johns Blick auf den schneidenden Regen und dunkle Wolken fiel, die sich wie Geschwüre ballten.

Auf der Patientenseite ging links eine Tür auf, und Billy Lucas kam herein. Er trug Schlappen, eine graue Baumwollhose mit Gummizug und ein graues Sweatshirt.

Sein hübsches Gesicht, glatt wie eine Eisfläche, sah vollkommen offen und harmlos aus. Mit seiner blassen Haut und seinem dichten schwarzen Haar erinnerte er in seiner grauen Kleidung an eines der noblen Porträtfotos von Edward Steichen aus den 1920er- und -30er-Jahren.

Die einzige Farbe an ihm, ja die einzige Farbe auf seiner Seite der Scheiben, war das strahlend klare, stechende Blau seiner Augen.

Durch seine Medikamente weder erregt noch in Lethargie versetzt, ging Billy ohne Eile durch den Raum, mit breiten Schultern und einer fast gespenstischen Anmut. Seit dem Moment, als er durch die Tür gekommen war, richtete er den Blick auf John, nur auf John, bis er auf der anderen Seite der gläsernen Trennwand vor ihm stand.

»Sie sind kein Psychiater«, sagte Billy. Seine Stimme klang klar, ausgeglichen und angenehm. Er hatte im Kirchenchor gesungen. »Sie sind von der Polizei, stimmt's?«

»Calvino. Morddezernat.«

»Ich hab doch schon vor ein paar Tagen ein Geständnis abgelegt.«

»Ja, ich weiß.«

»Und die Indizien beweisen, dass ich es tatsächlich war.«

»Das stimmt.«

»Was wollen Sie dann noch von mir?«

»Begreifen.«

Auf dem Gesicht des Jungen erschien zwar kein richtiges Lächeln, aber doch ein Anflug von Belustigung. Er war vierzehn Jahre alt und zu unsäglicher Grausamkeit fähig, denn er hatte seine ganze Familie ermordet und zeigte keinerlei Reue. Mit seinem halben Lächeln sah er jedoch weder selbstgefällig noch böse aus, sondern eher wehmütig, als würde er sich an einen Besuch im Vergnügungspark erinnern oder an einen schönen Tag am Strand.

»Begreifen?«, wiederholte Billy. »Sie meinen – was mein Motiv war?«

»Du hast nicht gesagt, warum.«

»Das ist ganz einfach.«

»Also warum?«

Der Junge sagte nur ein einziges Wort: »Verderbnis.«

2

Der windstille Tag wurde schlagartig turbulent. Regentropfen prasselten wie Schrotkugeln an das Panzerglas der vergitterten Fenster.

Das kalte Geräusch schien die blauen Augen des Jungen zu wärmen, denn sie leuchteten heller.

»Verderbnis«, wiederholte John. »Was soll das bedeuten?«

Einen Moment lang hatte es den Anschein, als wolle Billy Lucas es erklären, doch dann zuckte er nur die Achseln.

»Bist du bereit, mit mir zu reden?«, fragte John.

»Haben Sie mir etwas mitgebracht?«

»Du meinst ein Geschenk? Nein. Nichts.«

»Bringen Sie mir das nächste Mal was mit.«

»Was möchtest du denn?«

»Alles, was scharf ist, darf ich nicht bekommen. Was Hartes und Schweres auch nicht. Taschenbücher sind wohl okay.«

Der Junge war ein ausgezeichneter Schüler gewesen. Zwei Klassen hatte er übersprungen.

»Was für Bücher?«

»Egal. Ich lese alles und schreibe es in meinen Gedanken so um, wie ich es will. In meiner Version endet jedes Buch damit, dass alle tot sind.«

Der stürmische Himmel, der bisher still gewesen war, fand nun seine Stimme. Billy blickte zur Decke und lächelte, als hätte der Donner direkt zu ihm gesprochen. Mit in den Nacken gelegtem Kopf schloss er die Augen und blieb auch so stehen, als das Grollen längst verstummt war.

»Hast du die Morde geplant, oder war es ein Impuls?«

Der Junge wiegte den Kopf hin und her wie ein blinder, von seinen Tönen berauschter Musiker. »Ach, Johnny, ich habe schon seit langer, langer Zeit geplant, sie alle zu töten.«

»Seit wann genau?«

»Länger, als Sie es glauben würden, Johnny. Seit sehr langer Zeit.«

»Wen hast du zuerst getötet?«

»Wieso ist das so wichtig, wenn sie doch jetzt alle tot sind?«

»Für mich ist es wichtig«, sagte John Calvino.

Pulsierende Blitze erhellten die Fenster. An den Scheiben rannen dicke Regentropfen herab und hinterließen ein Geflecht aus Adern, die bei jedem Lichtschein zuckten.

»Zuerst habe ich meine Mutter getötet. Sie saß in ihrem Rollstuhl in der Küche und wollte gerade eine Packung Milch aus dem Kühlschrank holen. Die hat sie fallen lassen, als das Messer in sie hineingeglitten ist.«

Billy hörte auf, den Kopf zu wiegen, hatte ihn jedoch noch immer in den Nacken gelegt und die Augen geschlossen. Sein Mund stand offen. Er hob die Hände an die Brust und ließ sie langsam an seinem Oberkörper herabgleiten.

Eine stille Ekstase schien ihn erfasst zu haben.

Als seine Hände die Lenden erreicht hatten, verweilten sie einen Moment darauf, dann bewegten sie sich wieder nach oben, wobei sie den Saum des Sweatshirts mitnahmen.

»Dad saß im Arbeitszimmer an seinem Schreibtisch. Ihm hab ich von hinten auf den Kopf gehämmert, zweimal, und dann hab ich den Hammer umgedreht. Die Klauen sind in den Schädel gefahren und haben sich so stark verhakt, dass ich sie nicht wieder herausziehen konnte.«

Nun schob Billy das Sweatshirt über seinen Kopf. Dann streifte er es von den Armen und ließ es auf den Boden fallen.

Seine Augen blieben geschlossen, der Kopf lag immer noch im Nacken. Träge erforschten die Hände den nackten Bauch, die Brust, die Schultern und die Arme. Offenbar war er völlig hingerissen von der Struktur seiner Haut und den Konturen seines Körpers.

»Oma war oben in ihrem Zimmer und hat ferngesehen. Als ich ihr ins Gesicht schlug, ist ihr Gebiss rausgeflogen. Da hab ich lachen müssen. Ich hab gewartet, bis sie wieder bei Bewusstsein war, dann hab ich sie mit einem Schal erwürgt.«

Er senkte den Kopf, öffnete die Augen und hielt sich die bleichen Hände vors Gesicht. Er betrachtete sie, als würde er in seinen Handlinien nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit lesen.

»Dann bin ich wieder in die Küche gegangen. Ich war durstig. Ich hab ein Bier getrunken und das Messer aus meiner Mutter herausgezogen.«

John Calvino setzte sich auf die Armlehne eines Sessels.

Er wusste alles, was der Junge ihm erzählte, bis auf die Reihenfolge der Morde, die Billy bei seiner Vernehmung verschwiegen hatte. Der Gerichtsmediziner hatte aufgrund der Indizien bestimmte Vermutungen angestellt, doch John musste genau wissen, wie alles geschehen war.

Ohne den Blick von seinen Händen zu nehmen, sagte Billy Lucas: »Meine Schwester Celine war in ihrem Zimmer und hat miese Musik gehört. Die hab ich flachgelegt, bevor ich sie getötet habe. Wissen Sie, dass ich sie flachgelegt hab?«

»Ja.«

Der Junge verschränkte die Arme und knetete liebevoll seine Bizepsmuskeln. Nun sah er John wieder in die Augen.

»Dann hab ich exakt neunmal zugestochen, obwohl sie wahrscheinlich schon nach dem vierten Stich erledigt war. Ich wollte einfach nicht so rasch aufhören.«

Donner grollte, und Regenmassen stürzten aufs Dach. Leichte Schockwellen schienen sich über die Luft zu übertragen. John spürte, wie sie die winzigen Härchen in seinen Innenohren erzittern ließen, und fragte sich, ob sie womöglich gar nichts mit dem Gewitter zu tun hatten.

In dem intensiven Blick des Jungen sah er Herausforderung und Spott. »Wieso hast du *exakt* neunmal gesagt?«, fragte er.

»Weil ich nicht achtmal zugestochen habe, Johnny, und auch nicht zehnmal. Exakt neunmal.«

Billy trat so nah an die Glasscheibe, dass er sie fast mit der Nase berührte. Seine blauen Augen waren voller Drohung und Hass, doch zugleich sahen sie aus wie trostlose Tümpel, in deren einsamen Tiefen irgendetwas ertrunken war.

Der Polizist und der Junge betrachteten einander lange Zeit, bevor John fragte: »Hast du sie denn nie lieb gehabt?«

»Wie hätte ich sie lieben können, wo ich sie doch kaum kannte?«

»Aber du kanntest sie doch seit deiner Geburt!«

»Ach, Johnny, *Sie* kenne ich besser, als ich die vier gekannt habe.«

Eine dumpfe, aber hartnäckige Unruhe hatte John dazu gebracht, hierher in die Klinik zu kommen. Der bisherige Verlauf der Begegnung hatte diese Unruhe verstärkt.

Er erhob sich von der Sessellehne.

»Sie wollen doch nicht schon gehen?«, fragte Billy.

»Hast du mir denn noch etwas zu sagen?«

Der Junge kaute auf seiner Unterlippe.

John wartete, bis ihm das Warten sinnlos vorkam, dann ging er zur Tür.

»*Warten Sie*«, sagte der Junge. »*Bitte*.« Seine zitternde Stimme hatte sich verändert.

Als John sich umdrehte, sah er ein qualvoll verzerrtes Gesicht und Augen, in denen Verzweiflung loderte.

»Helfen Sie mir«, sagte der Junge. »Nur Sie können das.«

John ging zu der gläsernen Trennwand zurück. »Selbst wenn ich es wollte, könnte ich nichts für dich tun«, sagte er. »Niemand kann das.«

»Aber *Sie* wissen es. *Sie wissen Bescheid*.«

»Was meinst du denn, was ich weiß?«

Einen Moment lang sah Billy Lucas noch wie ein verängstigtes, unsicheres Kind aus. Doch dann glitzerte Triumph in seinen Augen.

Die rechte Hand glitt an seinem flachen Bauch hinab und unter den elastischen Bund seiner grauen Hose. Mit der linken Hand riss er die Hose nach unten, während er mit der rechten den Strahl seines Urins auf das untere Gitter in der Glasscheibe richtete.

Als der stinkende Strahl durch die Öffnung prasselte, wich John zurück, um außer Reichweite zu gelangen. Noch nie hatte er so ranzigen Urin gerochen und noch nie welchen gesehen, der so dunkel aussah, bräunlich wie der Saft einer verdorbenen Frucht.

Als Billy Lucas erkannte, dass sein Opfer sich erfolgreich zurückgezogen hatte, zielte er höher und lenkte den Strahl von links nach rechts und wieder zurück. Hinter der fauligen Flüssigkeit, die an der Scheibe herabließ, verschwammen die Gesichtszüge des Jungen, bis seine Gestalt sich aufzulösen schien wie ein Gespenst.

John Calvino drückte die Taste der Sprechanlage neben der Tür und sagte zu Coleman Hanes: »Ich bin hier fertig.«

Um dem stechenden Uringestank zu entkommen, wartete er nicht, bis der Pfleger auftauchte, sondern trat gleich auf den Flur hinaus.

»Sie hätten mir was mitbringen sollen!«, rief der Junge ihm nach. »Sie hätten mir ein Opfer darbringen sollen!«

Der Detective schloss die Tür und warf im fluoreszierenden Schein der Neonlampen einen Blick auf seine Schuhe. Kein einziger trüber Tropfen verunzierte deren Glanz.

Als sich die Tür zum Vorraum öffnete, ging John auf Coleman Hanes zu, dessen Größe und Ruhe ihm die fast mythische Aura einer Gestalt verliehen, die mit Riesen und Drachen kämpfte.

3

Eine Treppe tiefer, im ersten Stock, befand sich die Personalcafeteria, ausgestattet mit mehreren Verkaufsautomaten, einem Schwarzen Brett, blauen Plastikstühlen und Tischen mit fleischfarbener Kunststoffoberfläche.

John Calvino und Coleman Hanes saßen an einem der Tische und tranken Kaffee aus Pappbechern. In Calvinos Becher schwamm ein blindes weißes Auge, die Reflexion eines Deckenstrahlers.

»Dass der Urin so stinkt und so dunkel ist, liegt an den vielen Medikamenten«, erklärte Hanes. »Aber so etwas hat der Kerl noch nie getan.«

»Ihr solltet hoffen, dass er nicht auf die Idee kommt, sich in Zukunft häufiger so zu verwirklichen.«

»Seit es HIV gibt, gehen wir kein Risiko mehr ein, was Körperflüssigkeiten angeht. Wenn er das noch mal macht, binden wir ihn für ein paar Tage ans Bett und legen ihm einen Katheter. Dann kann er sich überlegen, ob er nicht doch lieber ein wenig mehr Bewegungsfreiheit möchte.«

»Bekommt ihr dann keine Probleme mit den Anwälten?«

»Doch, klar. Aber sobald er auch auf *die* gepisst hat, werden sie es nicht mehr für sein gutes Recht halten.«

In der rechten Handfläche des Pflegers bemerkte John etwas, das ihm bisher nicht aufgefallen war: ein Tattoo in Rot, Schwarz und Blau, das aus Adler, Globus und Anker zusammengesetzte Emblem der amerikanischen Marineinfanterie.

»Waren Sie drüben im Einsatz?«

»Zweimal.«

»Harte Sache.«

Hanes zuckte die Achseln. »Dort ist das ganze Land ein Irrenhaus, bloß wesentlich größer als dieses hier.«

»Sagen Sie mal, gehört Billy Lucas Ihrer Ansicht nach tatsächlich in die Psychiatrie?«

Das Lächeln des Pflegers war so dünn wie ein Filetirmesser. »Meinen Sie etwa, er sollte in ein Waisenhaus?«

»Ich versuche bloß, ihn zu verstehen. Er ist zu jung für ein normales Gefängnis und zu gefährlich für eine Jugendstrafanstalt. Das heißt, vielleicht ist er nur deshalb hier, weil man ihn sonst nirgendwo unterbringen konnte. Meinen Sie, er ist geisteskrank ...?«

Hanes trank seinen Kaffee aus, dann zerknüllte er den Papierbecher in seiner Faust. »Wenn er nicht geisteskrank ist, was ist er dann?«

»Das frage ich mich ja gerade.«

»Ich dachte, Sie wüssten die Antwort. Jedenfalls hab ich am Ende Ihrer Frage ein unausgesprochenes *Oder* gehört.«

»So war es nicht gemeint«, sagte John.

»Wenn er nicht geisteskrank ist, dann verhält er sich zumindest so. Das heißt, die Unterscheidung hätte keine praktische Bedeutung.« Hanes warf den zerknüllten Becher in hohem Bogen in einen Mülleimer. »Ich dachte, der Fall wäre aufgeklärt. Weshalb hat man Sie überhaupt hierhergeschickt?«

John hatte nicht die Absicht zu verraten, dass er gar nicht mit dem Fall betraut worden war. »Hat man dem Jungen meinen Namen genannt, bevor er mich gesehen hat?«

Hanes schüttelte langsam den Kopf, was John an den Geschützturm eines Panzers erinnerte, der sich auf sein Ziel zudreht. »Nein. Ich habe ihm gesagt, es käme ein Besucher, mit dem er sprechen muss. Wissen Sie, John, ich hatte einmal eine Schwester. Die wurde vergewaltigt und ermordet. Für Typen wie Billy tue ich nicht mehr, als ich muss.«

»Ihre Schwester – wie lange ist das her?«

»Zweiundzwanzig Jahre. Aber für mich ist es wie gestern.«

»Das ist es immer«, sagte John.

Der Pfleger zog sein Portemonnaie aus der Gesäßtasche und klappte das Klarsichtfach auf, in dem er ein Foto seiner toten Schwester verwahrte.

»Angela Denise.«

»Was für ein liebes Gesicht! Wie alt ist sie da?«

»Siebzehn. Im selben Alter wurde sie getötet.«

»Hat man den Täter verurteilt?«

»Der steckt in einem von den neuen Gefängnissen. Einzelzelle. Hat seinen eigenen Fernseher. Heutzutage bekommt man so was. Und Besuche für ehelichen Verkehr. Wer weiß, was man noch alles bekommt.«

Hanes steckte sein Portemonnaie weg, doch die Erinnerung an seine Schwester würde er nie wegstecken können. Da John Calvino nun von ihrem Schicksal wusste, interpretierte er Hanes' Verhalten nicht mehr als phlegmatisch, sondern eher als melancholisch.

»Ich habe Billy gesagt, dass ich vom Morddezernat bin und Calvino heiße. Meinen Vornamen habe ich nicht erwähnt. Trotzdem hat er mich Johnny genannt. Sehr demonstrativ sogar.«

»Karen Eisler am Empfang – die hat Ihren Ausweis gesehen. Aber nein, die hätte es ihm nicht sagen können. In seinem Zimmer ist kein Telefon.«

»Gibt es irgendeine andere Erklärung?«

»Vielleicht habe ich Sie angelogen.«

»Das ist eine Möglichkeit, die ich sicher nicht in Betracht ziehen werde.«
John zögerte. »Coleman«, sagte er dann, »ich weiß nicht recht, wie ich die Frage stellen soll.«

Hanes wartete, reglos wie eine Statue. Ohnehin rutschte er nie auf seinem Stuhl herum oder machte eine ausladende Geste, wenn das Heben einer Augenbraue genügte.

John sagte: »Ich weiß, dass er erst vor vier Tagen hierherverlegt wurde. Aber ist Ihnen an ihm etwas aufgefallen, das Ihnen ... seltsam vorkam?«

»Abgesehen davon, dass er versucht hat, auf Sie zu pinkeln?«

»So was passiert mir zwar nicht jeden Tag, aber das meine ich nicht. Es war zu erwarten, dass er sich aggressiv verhält. Wonach ich suche, ist etwas wirklich ... Sonderbares.«

Hanes dachte nach. »Manchmal führt er Selbstgespräche.«

»Das tun die meisten von uns ab und zu.«

»Nicht in der dritten Person.«

John beugte sich vor. »Erzählen Sie!«

»Tja, ich hab den Eindruck, es ist meistens eine Frage. Er sagt: ›Ist es nicht ein schöner Tag, Billy?‹ Oder: ›Es ist so warm und gemütlich, Billy. Ist es nicht warm und gemütlich?‹ Am häufigsten fragt er sich, ob er gerade Spaß hat.«

»Spaß? Wie drückt er das genau aus?«

»Macht das nicht Spaß, Billy? Hast du Spaß, Billy? Könnte das wohl noch mehr Spaß machen, Billy?«

Johns Kaffee war kalt geworden. Er schob den Becher beiseite. »Hört man ihn seine Fragen manchmal laut beantworten?«

Coleman Hanes dachte wieder einen Moment nach. »Nein, ich glaube nicht.«

»Er nimmt nicht beide Seiten eines Dialogs ein?«

»Nein. Meist stellt er sich einfach selbst irgendwelche Fragen. Rhetorische Fragen, auf die eigentlich gar keine Antwort nötig ist. Hört sich wahrscheinlich nicht besonders merkwürdig an, wenn man nicht selbst gehört hat, wie er das tut.«

John merkte, dass er unablässig seinen Ehering am Finger drehte. Nach einer Weile sagte er: »Er hat mir gesagt, er mag Bücher.«

»Taschenbücher darf er lesen. Wir haben eine kleine Bücherei hier.«

»Was liest er denn so?«

»Darauf habe ich noch nicht geachtet.«

»Tatsachenromane über Verbrechen? Oder Sachbücher über echte Morde?«

Hanes schüttelte den Kopf. »So was haben wir hier nicht. Das wäre keine gute Idee. Patienten wie Billy fänden solche Bücher ein wenig zu ... erregend.«

»Hat er je nach Sachbüchern über Verbrechen gefragt?«

»Mich nicht. Vielleicht jemand anderen.«

John holte sein Ausweisetui aus der Tasche, zog eine Visitenkarte heraus und schob sie über den Tisch. »Meine Büronummer steht vorne. Meine Privatnummer und die meines Handys habe ich hintendrauf geschrieben. Rufen Sie mich an, wenn irgendetwas geschieht.«

»Was zum Beispiel?«

»Irgendetwas Ungewöhnliches. Etwas, wobei Sie an mich denken. Ach, ich weiß auch nicht!«

Hanes steckte die Karte in seine Brusttasche. »Wie lange sind Sie schon verheiratet?«, fragte er.

»Im Dezember werden es fünfzehn Jahre. Wieso?«

»Seit wir hier sitzen, spielen Sie die ganze Zeit mit dem Ring an Ihrem Finger, als wollten Sie sich vergewissern, dass er noch da ist. Als wüssten Sie nicht, was Sie ohne ihn anfangen sollten.«

»Nicht die ganze Zeit«, widersprach John, weil ihm erst vor einem Augenblick bewusst geworden war, was er tat.

»Aber fast«, sagte der Pfleger.

»Sie würden einen guten Kriminalbeamten abgeben.«

Als die beiden aufstanden, hatte John das Gefühl, ein eisernes Joch zu tragen. Auch Hanes trug eine Bürde, das wusste er nun. John war nicht sicher, ob er seine eigene Last mit derselben Würde trug wie der Pfleger.

4

Der Motor gehorchte dem Schlüssel und sprang problemlos an, doch dann erschütterte ein harter Schlag den Wagen. Verblüfft blickte John Calvino in den Rückspiegel, um zu sehen, was mit der hinteren Stoßstange kollidiert war. Doch da war kein anderer Wagen zu sehen.

Noch unter dem Vordach stehend, ließ er den Motor laufen, während er ausstieg und nach hinten ging. In der kalten Luft quollen weiße Wolken aus dem Auspuff, doch John konnte deutlich sehen, dass alles so war, wie es sein sollte.

Er ging zur Beifahrerseite, an der ebenfalls keine Beschädigung zu erkennen war, dann ließ er sich auf ein Knie nieder, um unter den Wagen zu schauen. Nichts hing vom Bodenblech, nichts tropfte.

Der Schlag war zu laut und zu heftig gewesen, um völlig bedeutungslos zu sein. Also klappte John die Kühlerhaube hoch, aber im Motorraum war auch nichts Offensichtliches zu erkennen.

Vielleicht hatte seine Frau Nicolette etwas im Kofferraum verstaut, was umgefallen war. Er beugte sich durch die offene Fahrertür, stellte den Motor ab und zog den Schlüssel aus der Zündung. Als er den Kofferraum geöffnet hatte, fand er ihn leer vor.

Ans Lenkrad zurückgekehrt, ließ er wieder den Motor an. Der Schlag und die Erschütterung wiederholten sich nicht. Alles schien in Ordnung zu sein.

Unter den tropfenden Ästen der Blutbuchen hindurch fuhr er vom Gelände der Klinik und über eine Meile weit die Landstraße entlang, bis er eine Stelle entdeckte, an der er parken konnte, ohne die Fahrspur zu blockieren. Den Motor ließ er laufen, während er die Scheibenwischer abschaltete.

Sein Sitz war elektrisch verstellbar. Er entfernte ihn so weit wie möglich vom Lenkrad.

Er hatte mitten in der Landschaft angehalten. Links von der Straße breiteten sich flache Felder aus, rechts kam ein mit Gras bewachsener Hang, auf dem einige Eichen standen, fast schwarz inmitten der hohen, bleichen Halme. Zwischen der Straße und der Wiese befand sich ein auffälliger Lattenzaun, der darauf zu warten schien, von Fäulnis und Wetter zu Fall gebracht zu werden.

Pfeifende Windstöße trieben den Regen von allen Seiten an die Fenster. Hinter den Scheiben verschwamm die Landschaft zu schemenhaften Formen wie in einem Traum.

An seinen Beruf ging John wie ein Möbeltischler heran. Wie dieser am Anfang eine maßstabsgetreue Zeichnung anfertigt, so begann John mit einer Theorie. Auf dieser baute er seinen Fall mithilfe von Fakten auf, die so stabil wie Holz und Schrauben sein mussten.

Wie zum Bau eines guten Möbelstücks benötigt man auch bei einer polizeilichen Untersuchung räumliche Vorstellungskraft und viel Überlegung. Wenn John jemanden befragt hatte, suchte er für gewöhnlich einen ruhigen Ort auf, an dem er alleine darüber nachdenken konnte, was er erfahren hatte, während es ihm noch frisch in Erinnerung war. So konnte er prüfen, ob die neuen Erkenntnisse zu den alten passten.

Auf dem Beifahrersitz lag sein Laptop. Er stellte ihn auf die Mittelkonsole und klappte ihn auf.

Vor einigen Tagen hatte er sich das Telefonat heruntergeladen und gespeichert, das Billy in der Mordnacht mit der Notrufzentrale geführt hatte. Jetzt spielte er es ab:

»Schicken Sie jemand her. Alle sind tot.«

»Wer ist tot, Sir?«

»Meine Mutter, mein Vater, meine Großmutter. Meine Schwester auch.«

»Wer spricht da?«

»Billy Lucas. Ich bin vierzehn.«

»An welcher Adresse bist du gerade?«

»Das wissen Sie schon. Es steht auf Ihrem Bildschirm, seit wir miteinander reden.«

»Hast du geschaut, ob noch irgendwelche Lebenszeichen vorhanden sind?«

»Ja, ich hab alle gründlich auf Lebenszeichen überprüft.«

»Bist du in Erster Hilfe ausgebildet?«

»Glauben Sie mir, die sind tot. Ich habe sie getötet, ohne Wenn und Aber.«

»Du hast sie getötet? Junge, wenn das ein Streich sein soll ...«

»Das ist kein Streich. Der Streich ist schon vorbei. Ich hab denen allen einen guten Streich gespielt. Schicken Sie einfach jemand, damit Sie's sehen können. Es ist wunderschön. Und jetzt auf Wiedersehen. Ich warte vorne auf der Veranda.«

Auf der Landstraße kamen zwei Autos angefahren. Sie hatten die Scheinwerfer eingeschaltet. Durch die vom Regen überströmte und nun auch beschlagene Windschutzscheibe sahen sie aus wie unförmige U-Boote, die durch die Tiefsee fahren.

Während John beobachtete, wie die Scheinwerfer erst den nassen Asphalt erstrahlen ließen und sich dann grell in den Fenstern seines Wagens spiegelten, kam ihm der Nachmittag immer seltsamer vor. Er war verwirrt und außerdem beunruhigt, dass er, der sich für einen rationalen Menschen hielt, in einem mystischen Nebel umhertappte.

Durch Zeit und Raum treibend, kam ihm die Erinnerung ebenso gültig vor wie der Augenblick.

Zwanzig Jahre zuvor und einen halben Kontinent entfernt, waren vier Menschen in ihrem Haus ermordet worden. Die Familie Valdane.

Sie hatten nur ein paar Hundert Meter von dem Haus entfernt gewohnt, in dem John Calvino aufgewachsen war. Er hatte sie alle gekannt. Mit Darcy Valdane war er zur Schule gegangen und insgeheim in sie verliebt gewesen. Damals war er vierzehn Jahre alt gewesen.

Die Mutter, Elizabeth Valdane, war mit einem Schlachtermesser erstochen worden. Wie Billys Mutter, Sandra Lucas, hatte man sie tot in der Küche vorgefunden. Beide Frauen hatten im Rollstuhl gesessen.

Elizabeths Mann, Anthony Valdane, war brutal mit einem Hammer erschlagen worden. Dieser Hammer steckte mit den Klauen im zerschmetterten Schädel des Opfers. Auch Billy hatte den Hammer im Kopf seines Vaters stecken lassen.

Bei seiner Ermordung hatte Anthony in der Garage an seiner Werkbank gesessen; Robert Lucas war in seinem Arbeitszimmer gestorben. Anthony hatte gerade einen Nistkasten gebastelt, Robert einen Scheck für das Elektrizitätswerk ausgestellt. Die Vögel waren heimatlos geblieben, die Rechnung unbezahlt.

Victoria, die Schwester von Elizabeth Valdane, die als Witwe bei deren Familie wohnte, war erst ins Gesicht geschlagen und dann mit einem roten Seidenschal erdrosselt worden. Ann Lucas, die Großmutter von Billy, war ebenfalls seit Kurzem verwitwet gewesen, als sie von ihrem Enkel geschlagen und anschließend mit solcher Brutalität erdrosselt worden war, dass der – ebenfalls rote – Schal sich tief in ihren Hals geschnitten hatte. Das Verhältnis der beiden Frauen zu ihren Familien war zwar nicht identisch, aber erschreckend ähnlich.

Die fünfzehnjährige Darcy Valdane war vergewaltigt worden, bevor man sie mit demselben Metzgermesser erstochen hatte wie ihre Mutter. Zwanzig Jahre später hatte Billy seine Schwester Celine ebenfalls vergewaltigt und mit dem Messer ermordet, mit dem er vorher seine Mutter umgebracht hatte.

Bei Darcy hatte man neun Messerstiche gezählt. Das galt auch für Celine.

Dann hab ich exakt neunmal zugestochen ...

Wieso hast du exakt neunmal gesagt?

Weil ich nicht achtmal zugestochen habe, Johnny, und auch nicht zehnmal. Exakt neunmal.

In beiden Fällen war die Reihenfolge der Morde dieselbe gewesen: Mutter, Vater, verwitwete Tante/Großmutter und schließlich die Tochter.

Auf seinem Laptop hatte John Calvino eine Datei gespeichert, der er den Namen »Damals–heute« gegeben hatte. Er hatte darin in den letzten Tagen die Übereinstimmungen zwischen den Morden an den beiden Familien aufgelistet. Aufrufen musste er die Datei jetzt nicht, denn er hatte sich ihren Inhalt ganz von allein eingeprägt.

Ein Tieflader, der eine riesige landwirtschaftliche Maschine transportierte, donnerte vorüber. Schmutzige Wasserfontänen spritzten hoch. Im trüben Licht sah die Maschine wie ein riesiges prähistorisches Insekt aus.

In der Geborgenheit seines Wagens, den der Wind unablässig mit Regen umspülte, verglich John die Gesichter der beiden Mörder, die ihm abwechselnd in den Sinn kamen.

Die Familie Lucas war von einem ihrer Mitglieder ausgelöscht worden, von dem hübschen, blauäugigen Billy, einem Musterschüler und Chorknaben mit glattem, unschuldigem Gesicht.

Die Valdanes, die keinen Sohn gehabt hatten, waren von einem Eindringling ermordet worden, dessen Äußeres wesentlich weniger ansprechend gewesen war.

In den folgenden Monaten hatte dieser Mörder drei weitere Familien heimgesucht und war beim letzten seiner Verbrechen erschossen worden.

Aus dem mehrere Hundert Seiten umfassenden Tagebuch, das er hinterlassen hatte, war ersichtlich, dass die Valdanes nicht seine ersten Opfer gewesen waren. Schon vorher hatte er getötet, wobei es jedoch normalerweise jeweils nur ein einzelnes Opfer gegeben hatte. Die Namen dieser Opfer und deren Wohnort hatte er nicht notiert, weil er damals offenbar noch keinen Grund gesehen hatte, mit seinen Taten zu prahlen. Erst als er ganze Familien getötet hatte, war er der Meinung gewesen, sein Werk verdiene Bewunderung. Neben der Geschichte seiner erbärmlichen

Herkunft bestand das Tagebuch hauptsächlich aus abstrusem pseudophilosophischem Geschwafel über den Tod als Ende des Lebens und darüber, wie es war, die mythische Gestalt des Sensenmanns zu sein. Er glaubte nämlich, zu einem »unsterblichen Aspekt« dieser Gestalt geworden zu sein.

Sein wirklicher Name lautete Alton Turner Blackwood, gelebt hatte er unter dem falschen Namen Asmodeus. Er hatte ein unstetes Wanderleben geführt. Fortbewegt hatte er sich mit immer wieder anderen gestohlenen Autos oder wie ein Hobo in Güterzügen; manchmal hatte er sich auch einfach eine Fahrkarte für den Bus gekauft. Geschlafen hatte er in den Fahrzeugen, die er sich gerade angeeignet hatte, in verlassenen Gebäuden, im Obdachlosenasyll, in Kanalrohren und unter Brücken, auf dem Rücksitz von Autowracks auf dem Schrottplatz, in unverschlossenen Schuppen und in den Kellern irgendwelcher Kirchen. Einmal hatte er sich sogar in ein offenes Grab gelegt, über das man für die am nächsten Morgen geplante Beerdigung eine Art Baldachin gespannt hatte.

Fast zwei Meter war er groß gewesen und hager wie eine Vogelscheuche, aber dennoch stark. Die spatelförmigen Finger seiner riesigen Hände hatten Kuppen, die aussahen wie die Saugnäpfe einer Kröte. Knochige Handgelenke, affenartig lange Arme. Die Schulterblätter waren dick und so missgestaltet, dass es den Anschein hatte, als befänden sich unter seinem Hemd zusammengeklappte Fledermausflügel.

Nachdem er die ersten drei Familien ausgelöscht hatte, hatte Blackwood den Notruf kontaktiert, nicht vom Tatort, sondern von einem öffentlichen Telefon aus. Seine Eitelkeit verlangte danach, dass man die Leichen in frischem Zustand entdeckte, bevor der Verwesungsprozess sein Werk beeinträchtigen konnte.

Inzwischen war Blackwood schon lange tot, die vier Fälle waren abgeschlossen, und die Taten hatten sich in einer Kleinstadt abgespielt, in der man alte Notrufe nicht konsequent gespeichert hatte. Von den drei

Anrufen des Mörders war nur einer noch verfügbar, und der betraf die zweite Familie namens Sollenburg.

Am Vortag hatte John sich unter dem Vorwand, den Fall Lucas zu untersuchen, die Aufzeichnung des Anrufs bestellt und sie per E-Mail als MP3-Datei erhalten. Er hatte sie auf seinen Laptop überspielt und rief sie nun zum wiederholten Male auf.

Wenn Blackwood mit normaler Lautstärke gesprochen hatte, hatte seine Stimme wie ein Reibeisen geklungen. Bei seinen Anrufen hatte er jedoch die Stimme gesenkt, damit man ihn nicht so leicht identifizieren konnte. Sein Flüstern hörte sich an wie das einer Kreuzung aus Schlange und Ratte.

»Ich habe die Sollenburgs getötet. Kommen Sie in die Brandywine Lane 866.«

»Sprechen Sie bitte lauter! Was haben Sie gesagt?«

»Ich bin derselbe Künstler, der auch die Valdanes getötet hat.«

»Tut mir leid, ich kann Sie nicht richtig verstehen!«

»Sie werden mich nicht lange genug am Telefon halten, um mich zu finden.«

»Sir, wenn Sie bitte etwas lauter sprechen könnten –«

»Kommen Sie und schauen Sie sich an, was ich getan habe. Es ist wunderschön.«

Als Billy Lucas den Notruf gewählt hatte, hatte er zum Schluss gesagt: *Schicken Sie einfach jemanden, damit Sie's sehen können. Es ist wunderschön.*

Jeder Kriminalbeamte hätte aus den Übereinstimmungen zwischen den beiden zwanzig Jahre auseinanderliegenden Morden geschlossen, dass Billy Lucas etwas über die Morde von Alton Turner Blackwood gelesen und deren Ablauf nachgeahmt hatte, gewissermaßen als Huldigung an den Mörder.

Allerdings hatte Billy den Namen Blackwood nicht erwähnt und auch sonst kein Wort über irgendwelche Vorbilder verloren. Als Motiv hatte er lediglich *Verderbnis* genannt.

Immer wieder grollte der Donner, zwischendurch blitzte es auch. Ab und zu glitten Autos vorbei.

Die Klinik war eine Stunde von der Stadt entfernt, in der John lebte und wo er zu einem Termin musste, bevor er nach Hause fahren konnte. Er stellte seinen Sitz wieder nach vorne, schaltete die Scheibenwischer an, löste die Handbremse und legte den Gang ein.

Er wollte nicht denken, was er gerade dachte, doch die Gedanken ließen sich einfach nicht abstellen. Seine Frau und seine Kinder waren in großer Gefahr. Sie wurden von jemandem oder irgendetwas bedroht.

Bevor dieses Verhängnis über seine eigene Familie hereinbrach, würde es noch zwei andere Familien treffen, und er wusste nicht, ob er auch nur einen einzigen Menschen retten konnte.

5

Mit zwei Löffeln holte Marion Dunnaway einen Batzen Keksteig aus der metallenen Rührschüssel, formte ihn geschickt zu einer Kugel und legte diese aufs Backblech, wo bereits acht davon ordentlich aufgereiht lagen.

»Wenn ich Kinder hätte – oder jetzt Enkelkinder –, würde ich sie nie ins Internet lassen, ohne mich danebenzusetzen.«

Ihre Küche war hübsch und ordentlich. Gelb-weiße Vorhänge umrahmten das Unwetter draußen und schienen ihm dadurch eine gewisse Ordnung zu verleihen.

»Da gibt's viel zu viel krankes Zeug, an das man viel zu leicht herankommt. Wenn man so etwas schon in jungen Jahren sieht, kann sich das später leicht zu einer Obsession auswachsen.«

Sie holte die nächste Portion Teig aus der Schüssel, Löffel klickte gegen Löffel, und fast wie von Zauberhand erschien die zehnte Kugel auf der Teflonfläche.

Marion war in Pension gegangen, nachdem sie sechsunddreißig Jahre bei der Army als OP-Schwester gearbeitet hatte. Klein, kompakt und stämmig, strahlte sie Kompetenz aus. Ihre starken Hände widmeten sich jeder Aufgabe mit beschwingter Effizienz.

»Sagen wir, ein Junge ist gerade mal zwölf Jahre alt, wenn er auf irgendwelchen Müll stößt. Die Psyche eines Zwölfjährigen stellt einen ausgezeichneten Nährboden dar, Detective Calvino.«

»Auf jeden Fall«, sekundierte John, der am Esstisch saß.

»Jede Saat, die man einpflanzt, geht wahrscheinlich irgendwann auf, weshalb man Kinder gegen alle schädlichen Winde schützen muss, die Unkrautsamen herbeiwehen könnten.«

Marions von einem Helm aus dichtem, weißem Haar umrahmtes Gesicht wirkte wie das einer Fünfzigjährigen, obwohl sie schon achtundsechzig war.

Ihr Lächeln war äußerst liebenswert, und sie konnte bestimmt herzlich lachen. Hören würde John das jedoch wohl nie.

Er legte die Hände um seinen Kaffeebecher, um sie zu wärmen. »Sie meinen also, das hat Billy so verändert?«, fragte er. »Ein Unkrautsamen aus dem Internet?«

Nachdem Marion die elfte Teigkugel aufs Backblech gelegt hatte, formte sie schweigend die letzte.

Dann wandte sie das Gesicht zum Fenster und schaute zum Nachbarhaus. In Wirklichkeit richtete ihr Blick sich jedoch wohl auf das übernächste Haus, in dem die Familie Lucas gewohnt hatte – das Haus des Todes.

»Keine Ahnung«, sagte sie. »Es war eine anständige Familie. Angenehme Leute. Billy war immer höflich. Ein richtig netter Junge. Hat viel Rücksicht auf seine Mutter genommen, nachdem sie wegen ihres Unfalls im Rollstuhl sitzen musste.«

Sie klappte den Backofen auf. Mit einem Topfhandschuh zog sie ein Blech mit fertigen Keksen heraus und stellte es zum Abkühlen auf die Arbeitsfläche neben dem Spülbecken.

Der heiße Luftstrom verteilte den Duft von Schokolade, Kokos und Pekannüssen in der Küche. Merkwürdigerweise wurde John von dem Geruch ein wenig übel, statt dass ihm das Wasser im Mund zusammenlief.

»Ich habe in Feldlazaretten mitten in Kriegsgebieten gearbeitet«, sagte Marion. »War bei Notoperationen an der Front dabei. Viel Gewalt habe ich da gesehen und zu viel Tod.«

Sie schob das Blech mit den sauber aufgereihten Teigbällchen in den Backofen, klappte die Tür zu und streifte den Topfhandschuh ab.

»Nach einer Weile konnte ich schon auf den ersten Blick sagen, wer seine Verwundung überleben würde und wer nicht. Ich konnte den Tod in den Gesichtern sehen.«

Aus einer Schublade neben dem Kühlschrank holte sie einen Schlüssel und brachte ihn an den Tisch.